

„Die Königin der Kartenspiele“

Thomas Pohl, Vorsitzender des Bridge-Clubs Nürnberg Gesellschaft Museum, erzählt im Interview, warum sein Club so stark in der Bundesliga vertreten ist, was ihn am Mindsport fasziniert und wie man es schafft, mit 45 Jahren noch zur Jugendmannschaft zu gehören.

Herr Pohl, mit 45 Jahren sind Sie damals in die Bridge-Jugend eingetreten: Wie ist das passiert?

Das hört man unheimlich gerne mit 45. Es sagt auch viel darüber aus, wo man sich im Bridge-Sport überwiegend bewegt. 2003 hatte sich in meinem Leben einiges verändert, ich konnte mich neu orientieren und bin beim Bridge-Club Nürnberg Gesellschaft Museum gelandet. Unter der Nummer auf der Website hat Christine Kraus abgehoben, die heute in der zweiten Bundesliga spielt. Sie fragte, wie alt ich sei. 45. Ihre Antwort: „Wunderbar, da passen Sie perfekt in unsere Bridge-Jugend.“ Es gab damals eine Gruppe jüngerer Leute, ich war unter ihnen der Älteste, und bei einem unserer Bundesliga-Spieler habe ich angefangen zu lernen. Seitdem lässt es mich nicht mehr los.

Sie haben aber schon viel früher ein Bridge-Buch in der Hand gehabt.

Ich habe über meinen Vater früh angefangen, Karten zu spielen. Mit neun oder zehn hat er mir Skat beigebracht, später habe ich in der Schule viel Schafkopf gespielt. Und ich hatte eine Patentante in Lübeck, die Schwester meines Vaters. Sie traf sich mit ein paar Damen zum Café-Bridge, klassisch, wie man sich das vorstellt. Das fand ich spannend, habe mir mit 15 ein Buch gekauft und war überrascht, welches komplexe Kartenspiel sich dahinter verbirgt. Meine drei Schwestern habe ich versucht zu überreden, mit mir zu spielen – das funktionierte natürlich nicht. Und was mir keiner gesagt hat: Es gibt eine ganze Organisation dahinter, Clubs, Verbände, Turniere. Hätte ich das mit 15 gewusst, wäre ich wahrscheinlich in den Nürnberger Bridge-Club eingetreten. Stattdessen schlief das Ganze wieder ein. Während des Studiums in München habe ich noch ein paar Anläufe gemacht, aber da bin ich nirgendwo richtig angekommen.

Wie oft spielen Sie heute?

Früher ein- bis zweimal pro Woche. Jetzt, seit zwei Jahren im Vorstand, weniger. Mindestens einmal in der Woche auf jeden Fall. Man braucht auch das Bauchgefühl für das Spiel, und das geht nur über Regelmäßigkeit. Bridge ist eine komplexe Angelegenheit, da muss man im Flow bleiben.

Ihr Club heißt „Gesellschaft Museum“. Das klingt für Außenstehende erst einmal museal. Woher kommt der Name?

Viele Jahre hießen wir nur Bridge-Club Nürnberg Museum. Deshalb habe ich vor zwei Jahren beim Deutschen Bridge-Verband durchgesetzt, dass wir als Gesellschaft Museum geführt werden. Der Name geht auf eine Lesegesellschaft aus der napoleonischen Zeit zurück, gegründet um 1810. Die hat letztes Jahr ihr 215-jähriges Jubiläum gefeiert. Über lange Zeit waren die High Society und das Who's Who des Nürnberger Kulturlebens Mitglied in der Gesellschaft Museum. Unsere Bridge-Abteilung entstand 1961. Und der Name Museum kommt nicht vom Museumsgebäude, sondern von den schönen Museen, denen sich die Gesellschaft verschrieben hatte. In Nürnberg gibt es einen zweiten, wesentlich älteren Bridge-Club mit starker jüdischer Tradition in seiner Gründungsgeschichte. Dort ist Barbara Hanne, die heutige DBV-Präsidentin, Mitglied und war auch Vorsitzende. Der Club Gesellschaft Museum ist in der kommenden Liga-Saison der einzige Club in Deutschland, der mit zwei Mannschaften in den ersten beiden Bundesligen spielt.

Was erklärt diesen sportlichen Erfolg in Ihrem Club?

Das liegt an den handelnden Personen schon aus der Gründungszeit. Sie haben sich sportlich engagiert, und als die DBV-Liga-Organisation gegründet wurde, gab es sofort eine Mannschaft junger Leute, die viele Jahre in der ersten Bundesliga spielte. Durch diese →

Gruppe, in die ich Anfang der 2000er-Jahre dazukam, hat sich eine sportliche Basis entwickelt, die andere Clubs in dieser Form nicht hatten. Bei vielen war das Gesellschaftsbridge das Zentrum. Bei uns lief beides parallel: eine jüngere Gruppe, die Bridge als Mindsport betreibt, und das gesellige Bridge.

Ich finde dieses Zusammenspiel von sportlichem und geselligem Bridge grandios. Es führt dazu, dass bei uns junge Leute neben 90-Jährigen am Tisch sitzen, zusammen oder gegeneinander, und es ist nicht ausgemacht, dass die Jüngeren gewinnen. Bei unserer letzten Clubmeisterschaft hat Harro Imendörffer zum siebten Mal seit 1973 den Titel geholt. Er ist 87 Jahre alt. Das ist das Tolle am Bridge: Man kann es ein Leben lang spielen, im sozialen Rahmen mit Freunden oder mit sportlichem Ehrgeiz. Gerade für allein-stehende ältere Menschen ist das eine wichtige Plattform, um ihren Freundeskreise zu pflegen.

Der Club ist in eine größere Vereinsstruktur eingebettet. Was heißt das konkret?

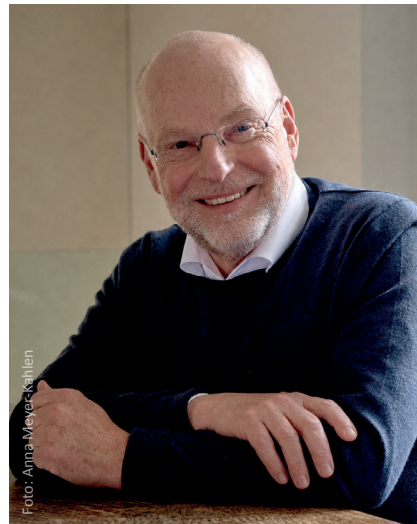
Die Gesellschaft Museum hat noch eine Tennisabteilung und eine Kulturabteilung mit Kleinkunst und Events. Sie unterhält seit den 1950er Jahren eine Jugendstilvilla im Stadtteil St. Johannis; dem damaligen Vorstand ist es gelungen, ein langfristiges und solides Finanzierungsmodell aufzubauen. Wir spielen in wunderschönen Räumen mit besonderem Ambiente und haben finanziell etwas mehr Spielraum als viele andere Clubs, die nur von ihren Mitgliedsbeiträgen leben. Das ist ein Alleinstellungsmerkmal. Es erleichtert vieles.

Auch die Mitgliederwerbung?

Mitgliedergewinnung basiert im Wesentlichen auf permanentem, persönlichem Engagement. Auf Leute, die das vorantreiben, die Unterricht und Fortbildung anbieten. Wir sind auf den zwei großen Nürnberger Messen regelmäßig vertreten. Ich habe Anfang der 2010er-Jahre selbst angefangen zu unterrichten und mache heute auch Weiterbildung für Anfänger, die ins Turnierleben einsteigen. Die Einsteigerkurse laufen jedes Frühjahr und jeden Herbst, drei weitere Personen im Club sind da sehr engagiert.

Wir haben etwa 25 Mitglieder, die das Clubleben hauptsächlich tragen: Unterricht, Turnierleitung, Organisation, gesellschaftliche Events. Wenn das auf mehr als 20 Schultern verteilt ist statt auf drei, kann man viel bewegen.

(Fortsetzung nächste Seite) →



Zur Person

Dipl.-Wirtschaftsingenieur Thomas Pohl, 69 Jahre alt, kam über seinen Vater früh zum Kartenspielen. Den ersten Bridge-Impuls gab ihm seine Patentante in Lübeck. Mit 15 las er sein erstes Bridge-Buch. Nach einer Ausbildung zum Meister des Brunnenbauer-Handwerks studierte er an der FH in München. Bis 2023 arbeitete er in der Energie- und Wasserwirtschaft, für die er heute noch als Consultant tätig ist. 2003 trat er mit 45 dem Bridge-Club Nürnberg Gesellschaft Museum bei – als ältestes Mitglied der damaligen Bridge-Jugend. Seit zwei Jahren ist er erster Vorsitzender des Clubs. Neben Bridge spielt er Golf.

Der Bridge-Club Nürnberg Gesellschaft Museum ist eine Abteilung der 1810/1811 gegründeten Gesellschaft Museum Nürnberg. Die Bridge-Sektion entstand 1961. Der Club spielt in der kommenden Saison als einziger in Deutschland mit zwei Mannschaften parallel in den ersten beiden Bundesligen. Spielstätte ist eine Jugendstilvilla im Stadtteil St. Johannis.

Bridge als Lebenssport, Junge und Alte am Tisch. Ein Alleinstellungsmerkmal, das im Sport selten ist.

Schon außergewöhnlich. Ich vergleiche es gern mit Golf, das ich nebenbei auch spiele. Beides ist komplex. Bridge fordert vernetztes Denken und Kommunikationsfähigkeit. Beim Golf kommt die körperliche Komplexität dazu, aber auch hier verlangt beides das richtige Mindset. Beim Bridge merke ich sofort, wenn ich nicht voll bei der Sache bin. Dann läuft das Turnier nicht. Beim Golf streikt irgendwann der Rücken oder die Hüfte. Beim Bridge ist die größte körperliche Herausforderung, die Karten zu halten. Deshalb kann man es ein Leben lang spielen.

Was sagen Sie Menschen, die überlegen, anzufangen?

Wer gerne Karten spielt und sich vorstellen kann, dass da mehr geht: Befass dich mit Bridge, schnupper rein. Das ist die Königin der Kartenspiele, gar keine Frage.

Das vielseitigste Spiel in diesem Bereich. Wer im Renteneintrittsalter ist und noch nicht weiß, was er mit seiner Zeit anfangen soll: Du lernst interessante Leute kennen und ein faszinierendes Spiel, das dich unter Umständen bis ans Ende deines Lebens nicht mehr loslässt.

Gerade die Babyboomer, die jetzt in Rente gehen, wollen wir ansprechen. Das Schöne am Bridge: Du brauchst kein großes finanzielles Engagement. Keine Golfkleidung, kein Schlägerset, kein Trolley, keine Bridgehandschuhe, kein Bridgehandtuch. Du zahlst einen überschaubaren Jahresbeitrag, und das war's. Das ist nichts Elitäres. Und es ist ein Mindsport, der dich fit hält, selbst wenn du ihn nur als soziales Bridge betreibst. Man lernt nie aus.

Herr Pohl, herzlichen Dank für das Gespräch.